Max Planck Research Group
Epistemes of Modern Acoustics

Sound & Science: Digital Histories

Heck, Lutz. Schrei der Steppe. München: Knorr & Hirth, 1932.

https://acoustics.mpiwg-berlin.mpg.de/node/1757

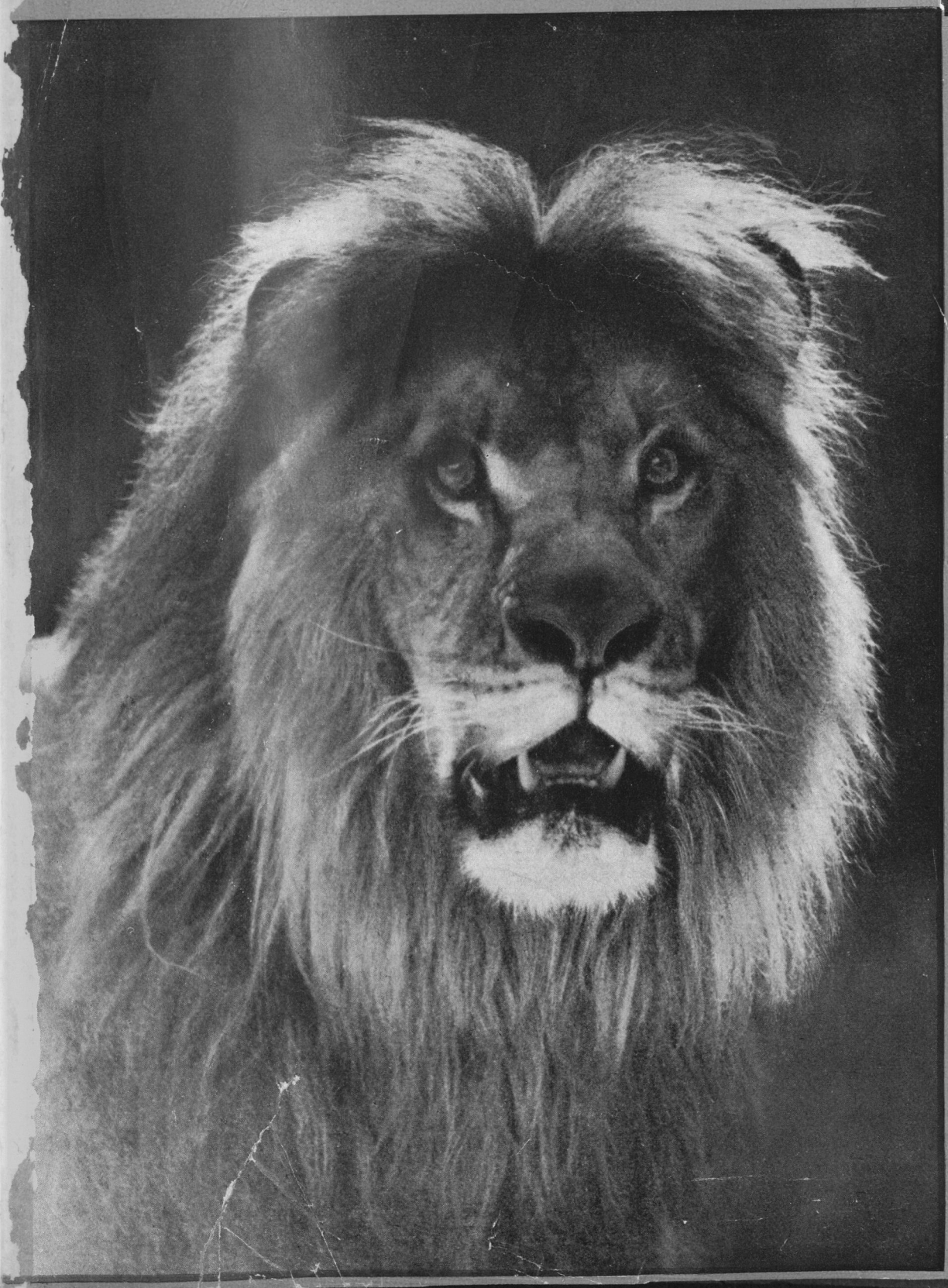
Scan licensed under: CC BY-SA 3.0 DE | Max Planck Institute for the History of Science

MAX PLANCK INSTITUTE
FOR THE HISTORY OF SCIENCE

Das erste tönende Buch!

Zum erstenmal ist es gelungen, das gedruckte Wort nicht nur durch das Bild, sondern auch durch den Ton zu ergänzen, die Vorstellung also durch einen zweiten Sinn, durch das Gehör, zu bereichern — ein gewaltiger Fortschritt! Die dem Buch beigegebene, nur für das Buch hergestellte Schallplatte bringt zum erstenmal vollendet die natürlichen Stimmen afrikanischen Großwilds, wie des Löwen, des Elefanten, aber auch des Glanzstars und der Lachtaube, der wilden Affen, des Schakals und der gefleckten Hyäne — alles in dramatischer Steigerung als echtes Erlebnis einer Nacht im ostafrikanischen Busch!





SCHREI DER STEPPE

Tönende Bilder aus dem ostafrikanischen Busch

VON DR. LUTZ HECK

Direktor des Berliner zoologischen Gartens

Mit 26 herrlichen, afrikanischen Landschafts- und Tieraufnahmen in Kunstdruck und einer nur für das Buch unter Leitung des Verfassers hergestellten normalen 25 cm-Schallplatte mit den ersten gelungenen Tonaufnahmen afrikanischer Tiere

VERLAG KNORR & HIRTH GMBH
MÜNCHEN

Dr. Lutz Heck „Schrei der Steppe“ Tönende Bilder aus dem ostafrikanischen Busch

SCHREI DER STEPPE

TÖNENDE BILDER AUS DEM OSTAFRIKANISCHEN BUSCH

VON DR. LUTZ HECK

DIREKTOR DES ZOOLOGISCHEN GARTENS BERLIN

MIT 26 ORIGINALAUFNAHMEN UND EINER NUR
FÜR DIESES WERK UNTER DER LEITUNG DES
VERFASSERS HERGESTELLTEN SCHALLPLATTE
MIT DEN ERSTEN VERÖFFENTLICHTEN
TONAUFNAHMEN AFRIKANISCHER TIERE

VERLAG KNORR & HIRTH G. M. B. H. MÜNCHEN

4° Ll 6693

[mit 1 Beil.: Ll 6693 - Beibl.: Mus]

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Für den Leser: Im Texte dieses Buches sind alle diejenigen Stellen, welche sich auf die in der Schallplatte wiedergegebenen Laute beziehen, durch Unterstreichung kenntlich gemacht

Sämtliche in diesem Buch gebrachten Tierbilder stammen von der Afrika-Expedition des Verfassers, Bilder Seite 15, 18, 19, 25, 27, 29 und 31 aus dem Bilderarchiv des Zoologischen Gartens Berlin von Elfe Schneider, Bild Seite 14 aus dem Bilderarchiv der Ufa von Paul Lieberenz, dem Begleiter des Verfassers in Abessinien

Alle Rechte an Text, Bildern und Ton vorbehalten,
einschließlich des Rechts der Übersetzung und der Rundfunkwiedergabe

Copyright 1933 by Knorr & Hirth G. m. b. H. München

Satz, Druck, Klischees und Buchbindearbeit von Knorr & Hirth G. m. b. H., München
Die Schallplatte ist im Auftrag des Verlags hergestellt von der Lindström A.-G., Berlin

1932.2799

Bild, Text und Ton

Einführende Worte

Schon im Altertum und Mittelalter, schon lange vor der Erfindung der Buchdruckkunst durch Gutenberg versuchte man, Wandtafeln, denen religiöse Erzählungen und sagenhafte Märchen zugrunde lagen, mit Bildzeichnungen zu illustrieren und dadurch zu beleben.

Als Vorläufer des Bilderbuches sind die nach Erfindung Gutenbergs erschienenen Holzschnitte und Kupferstiche, besonders zu Albrecht Dürers Zeiten, anzusehen, die als Flugblätter verbreitet wurden.

Aber erst seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts kann man vom Bilderbuch im heutigen Sinne sprechen. Insbesondere waren es die „Deutschen Bilderbogen", die später als „Münchener Bilderbogen" klein und groß begeisterten. In der Tat, diese hochkünstlerischen Holzschnitte brachten eine ungeahnte Belebung des Wortes. Bilder aus aller Welt verschafften Kenntnisse der Sitten und Gebräuche fremder Völker. Darstellungen aus Wald und Feld, Dorf und Stadt gaben behagliche Heimatstimmung.

Das bebilderte Buch hat sich siegreich die Welt erobert.

Im vorliegenden Buch „Schrei der Steppe" — tönende Bilder aus dem ostafrikanischen Busch — soll zum erstenmal nicht nur das Auge, sondern auch das Ohr Eindrücke empfangen, die zur Ergänzung eines Naturbildes notwendig sind.

Die Errungenschaften der akustischen Technik, die insbesondere in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Schallplattenaufnahme einen hohen Grad der Vervollkommnung erreichten, sollen dem Buche dienstbar gemacht werden und eine weitere Belebung erzielen.

Genau wie die bildliche, soll nunmehr auch versuchsweise die tonliche Illustration einen festen Bestandteil des Buches bilden.

Nach langen Bemühungen ist es gelungen, die charakteristischsten Laute der Tiere der afrikanischen Steppe festzuhalten.

Dem mit dem afrikanischen Busch vertrauten Forscher und Reisenden werden

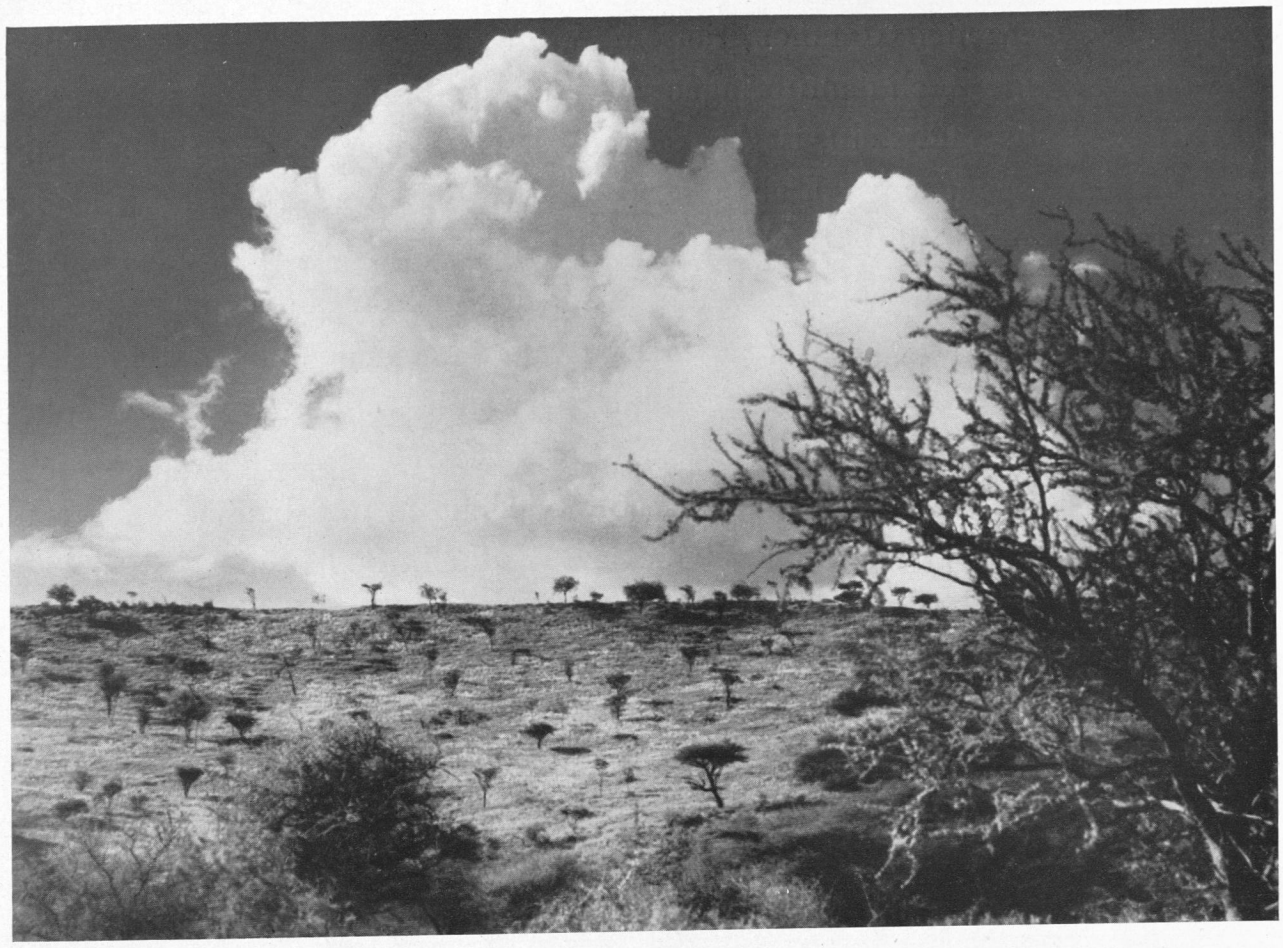
die Melodien der Steppe wieder lebendig. Die anderen aber, die nicht zu den wenigen Auserwählten zählen, werden zum erstenmal einen Begriff davon bekommen, welch beklemmendes Angstgefühl die um das Lagerfeuer Sitzenden erfaßt, wenn der Löwe mit fürchterlichem Gebrüll das Lager, auf Beute lauernd, umschleicht, oder wenn das schaurige Lachen der Hyäne durch die Nacht gellt. Text, Bild und Ton verbinden sich zu einem Stimmungsbild eindringlichster Wirkung, zu einem einheitlichen Ganzen. Text und Bild bedürfen des Tons, der Ton aber wird erst gedanklich faßbar durch Text und Bild. Darum bleibt der Grundcharakter dieser Verbindung von Text, Bild und Ton der des Buches. Eines Buches, entstanden dank der hingebenden Arbeit des bekannten Tierfreundes und Tierkenners Dr. Lutz Heck, der in lebendigsten, von Herzen kommenden Worten schildert, wie er die afrikanische Welt erlebte.

Welch ein unschätzbares Anschauungsmaterial, welch ein Gewinn für jung und alt, Tierlaute zu hören, die selbst in den zoologischen Gärten dem Besucher meistens verborgen bleiben!

Das „tönende Buch“ ist da! Sein Aufgabenkreis ist ein großer und fast unbegrenzter; hoffen wir, daß der jetzt beschrittene Weg fortgesetzt und weiter ausgebaut werden kann.

Ludwig Koch

Leiter der Kulturabteilung des Lindström-Konzerns



Eine Regenwolke türmt sich über der ostafrikanischen Buschsteppe auf

Jeder, der Afrika erlebt hat, ist diesem Erdteil verfallen. Mögen die meisten drüben auch Ernstes und Schweres durchgemacht haben, wie eine Krankheit oder wie ein Glück ergreift sie dennoch für immer die Sehnsucht, dorthin wieder zurückzukehren. Der Norden Afrikas, der durch Mensch und Tier zum Mittelmeergebiet gehört und der Süden, der durch weiße Besiedlung dieselben Nöte erhielt, wie Europa, können diesen geheimnisvollen Reiz nicht ausüben. Die weiten, tiergefüllten Steppen des tropischen Afrikas sind es, die jeden, der dies Land betritt, in ihren Bann schlagen.

Man sollte Afrika nicht mehr das „Dunkle“ nennen — leere Flecke auf der Landkarte gibt es längst nicht mehr und die Schwarzen leben sicher ein unbeschwerteres und glücklicheres Dasein als wir Weißen — nein, Afrika verdiente es, der hellste Erdteil zu heißen. Tag für Tag geht die Sonne strahlend auf und wenn sie mittags senkrecht steht, und alle Dinge nur noch einen winzigen Schatten werfen, ist das Land in eine unfaßbare Lichtfülle getaucht. Nur selten ist diese starke Sonne von Wolken verhangen, monatelang strahlt der Himmel klar und blau und

wenn die Regenzeiten kommen, rauscht es nicht ununterbrochen aus trüben Wolken zur Erde, auch dann bringen viele sonnige Stunden noch Licht genug. Nur dort, wo Urwald steht, ist Afrika dunkel. Die Überfülle der Pflanzen, die alle zum lebenspendenden Licht streben und ihre Blätter jedem einfallenden Sonnenstrahl entgegenbreiten, lassen wenig Licht zu Boden kommen. Grüne Halbdämmerung schließt die Menschen ein und der Blick durchdringt das Dickicht nur auf wenige Meter. Am Boden ist der Urwald tierarm, denn auch die meisten Tiere streben zum Licht. Die Mehrzahl der Urwaldbewohner lebt deshalb oben im Geäst der Bäume, wo die Sonne scheint, wie zahlreiche Affen und allerhand Vögel, die sich aber von unten meist schwer erblicken und beobachten lassen. Für manche Tierarten ist der Urwald die letzte Zuflucht. So lebt in ihm verborgen das berühmte giraffenartige, doch zebragestreifte Okapi und wurde im Innern undurchdringlicher Wälder erst sehr spät entdeckt und in Freiheit von Europäern kaum beobachtet.

Aber auch Elefanten, Nashörner, Büffel finden zeitweise in diesen Dickichten Schutz, weil, selbst wenn man nur wenige Meter neben ihnen steht, sie unsichtbar und verborgen bleiben.

Für den Afrikareisenden, der die Tierwelt beobachten will, ist der Urwald also meist eine Enttäuschung. Auch mich lockte er nicht. Die ganze Fülle afrikanischen Tierreichtums entfaltet sich nur in der sonnenheißen Steppe. Da ist Licht, Ferne, unermeßliche Freiheit, die lebensnotwendig ist für die Unzahl aller jener Tiere, mit denen unsere Phantasie schon von Kindheit an Afrika bevölkert hat. In der Steppe leben nebeneinander die größten Tiere, wie Giraffe, Nashorn, Büffel, neben den gefährlichen, wie Löwen, Leoparden, Wildhunden und neben den kleinsten, unbewehrtesten und flüchtigsten, den Antilopen und Gazellen.

Unvergeßlich bleibt mir ein wunderbares Bild. Einmal stand ich an der Spitze meiner Trägerkarawane auf den Randbergen des Ngoro-Ngoro-Kraters, der wohl einer der größten erloschenen Vulkane der Erde ist. Tief unter uns lag seine Sohle mit 14 km Durchmesser. Diese flache, weite, nur mit kurzem Gras bewachsene Ebene war mit Tieren buchstäblich besät. Ein schwarzes Pünktchen stand neben dem anderen. Nach vorsichtiger Schätzung lebten dort in diesem abgeschlossenen Raum ungefähr 30 000 Gnu-Antilopen, 10 000 Zebras, ungezählte Grant- und Thompson-Gazellen, dazwischen Herden von Kuhantilopen und einige Trupps der riesigen Elen-Antilopen. Nashörner trabten elastisch durch die Wildherden, die diesen riesigen Ungetümen nur ein wenig ausbogen. In einem kleinen See



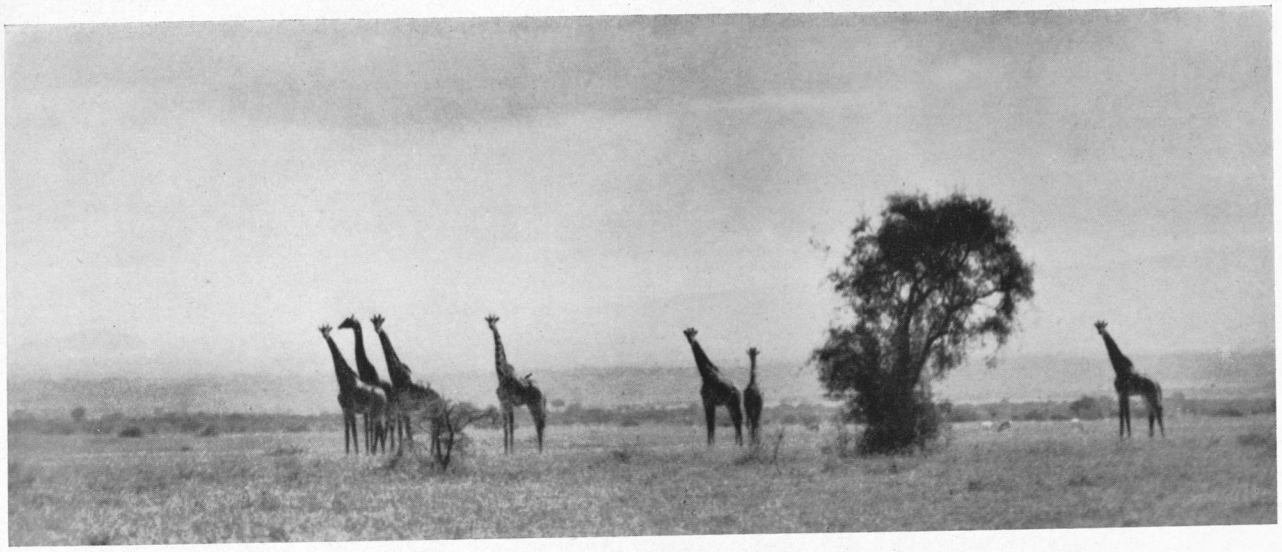
waren sogar einige Nilpferde, die über das 2 000 m hohe Randgebirge in die Kratersteppe hineingewandert waren.

Als unsere Trägerkarawane in langer Reihe, einer hinter dem anderen marschierend, die Kratersohle durchzog, wurden die Tiere erst dicht vor der Spitze unserer Kolonne flüchtig. Sie sprangen etwas ab, machten uns den Weg frei, blieben stehen, sicherten bald wieder nach uns hin und ästen dann friedlich weiter. Dort trafen wir am hellen Tage auf freiem Platz Löwen. Sie lagen inmitten dieser weidenden Antilopenherden, die nur einen kleinen Kreis um sie herum frei ließen, denn am Tage rauben die Löwen selten oder nie und werden deshalb nicht gefürchtet. Erst nachts, meist an der Tränke, reißen sie ihre Beute. Wo viel Wild steht, gibt es auch immer Löwen und diesen folgen wieder Hyänen und Schakale, die auf die Reste der Mahlzeit warten, die jene ihnen übriglassen.

Ein derartiges Tierparadies zu sehen, in einem unberührten, ursprünglichen Land, in dem wie von Urzeiten her auch heute noch die Gesetze der freien Natur herrschen, bedeutet das allergrößte Glück.

Durch Eisenbahnlinien und Fahrstraßen ist eine Reise in diese Wildnis heutzutage sehr erleichtert. Auf dem harten glatten Steppenboden kann man in der Trockenzeit mit dem Auto sogar wegelos querfeldein fahren — soweit nicht felsige Berge dies hindern — und mühelos und ungefährlich erreicht man auf diese Weise

weitentfernte Ziele und durcheilt lange Durststrecken, die zu Fuß nur mit den allergrößten Entbehrungen zu überwinden sind.
Aber das richtige Afrika erschließt sich nur dem, der mit einer Trägerkolonne auf „Safari“ geht, wie ich es auch tat und auf die uralte Art dort, wo nicht einmal Tragtiere möglich sind, Buschsteppe und Gebirge in langsamen Tagesmärschen durchquert.
Überreich an Erlebnissen und Eindrücken, aber auch an Mühen und Anstrengungen ist so ein Tag auf Safari, wo jeder Kilometer oft schwer errungen wird. Das Reizvolle dabei ist, daß man das Gefühl vollkommener Unabhängigkeit hat. Zeit spielt kaum eine Rolle! Überall, wo es einem gefällt, kann man bleiben, denn man trägt das eigene Heim mit sich und wenn es auch nur ein Zelt, ein Bett und ein Stuhl ist. Manchmal lagerten wir in der Nähe der Karawanenstraßen, wo die Lagerplätze schon bekannt waren, aber oftmals konnte ich abseits der großen Wege rasten, in unberührter Wildnis, in die noch kaum ein Europäer eingedrungen war. Bald war es an einem See mit weiter Aussicht, bald an einem malerischen Flußlauf oder auch irgendwo in der Steppe an einem Wasserloch unter schattenspendenden Bäumen. Die Tierwelt ahnte dann nicht, daß plötzlich eine flüchtige Menschensiedlung entstanden war und zog ungestört ihre altbekannten Wege. Da kam es vor, daß ich von meinem Zelt aus Herden von Antilopen und Zebras erblicken konnte, die sich nichtsahnend in nächster Nähe des Lagers tummelten. Selbst mitten zwischen unseren Zelten erschienen zu unserer Überraschung manche Tiere. Am aufregendsten war ein nächtlicher Besuch von Nashörnern. Im hellen Mondenschein standen auf einmal drei dieser Kolosse mitten im Lager. Alle Schläfer waren erwacht und drängten sich hinter einige schützende Bäume, und wenn sich schnaubend und angriffslustig eines der riesigen Tiere dorthin wandte, sprangen die winzigen Menschlein hastig und angsterfüllt in das nächste bergende Dickicht. Ein Massaikrieger drückte mir meine schwere Büchse in die Hand, doch ich wehrte ab. Es dauerte auch nicht lange und die verirrten, und nicht weniger als wir selbst erschreckten Nashörner wechselten zurück in die dunkle Steppe. Sie waren den gewohnten Weg zur Tränke gekommen und zu ihrem Schrecken in unser Lager geraten, das zufälligerweise auf ihrem Wechsel stand. In dieser selben Wasserstelle, die nur 20 m lang und wenige Meter breit war, wurde zu meinem Staunen eines Abends auch ein Flußpferd gemeldet. Es hatte den ganzen Tag regungslos in diesem Wasserloch gelegen, obwohl zahlreiche Leute dort Wasser schöpften. Erst bei Dunkelheit machte es sich durch Schnauben und



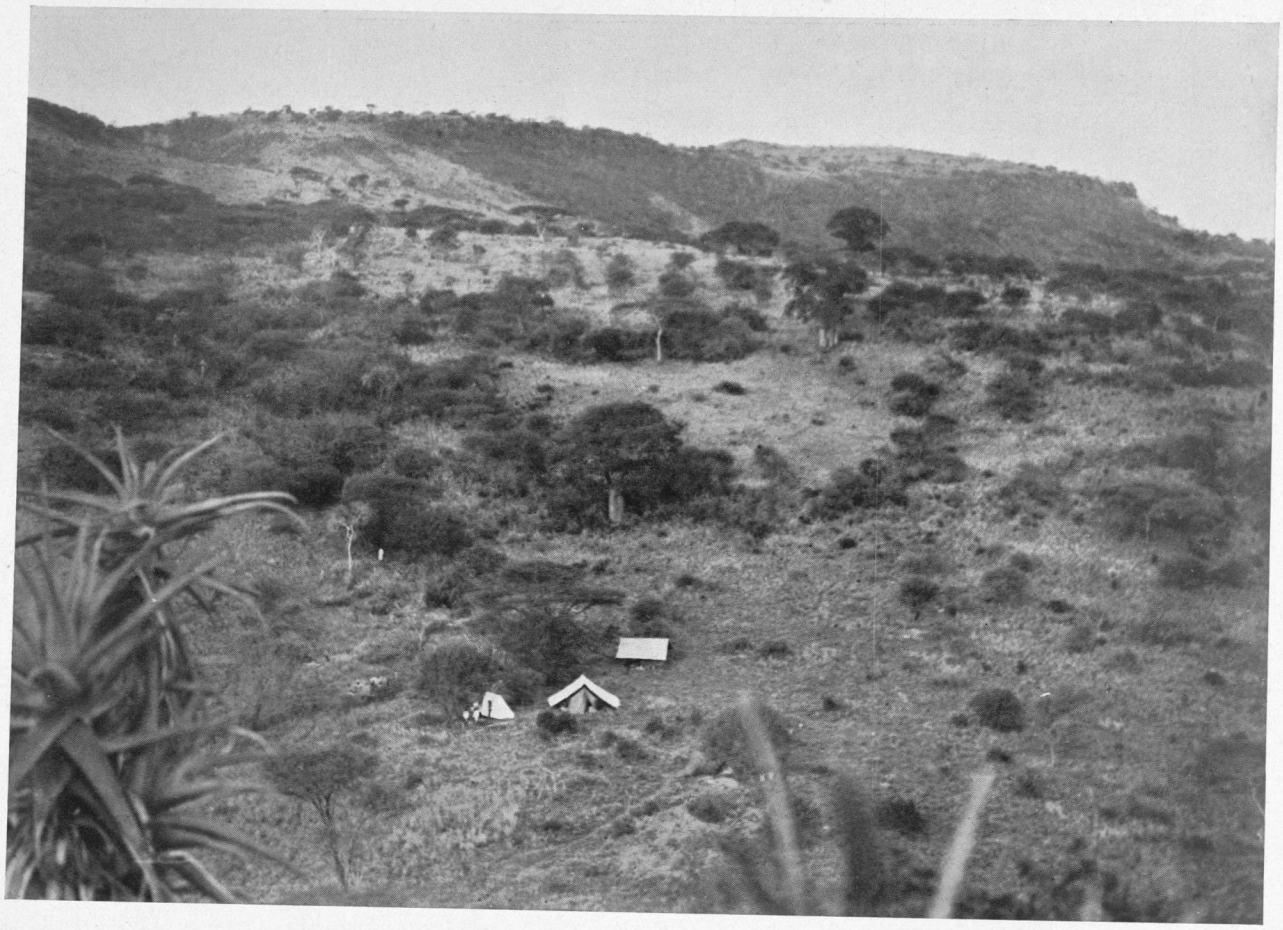
Ein Giraffenrudel — ein Bulle und sechs Kühe —



zieht bei sinkendem Licht langsam an unserem Lager vorüber

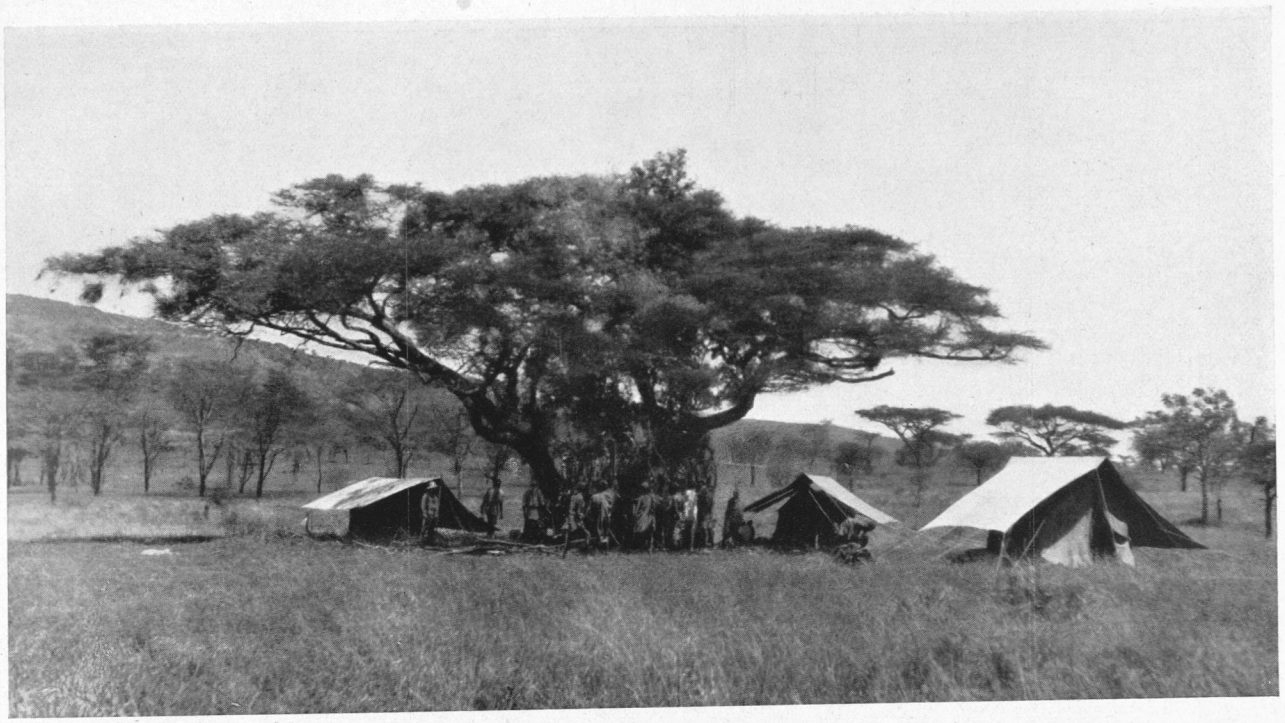


bis die Riesentiere sich nur als eigenartige Schattenrisse gegen den Abendhimmel abheben



Irgendwo im afrikanischen Buschland stand unser kleines Zeltlager

Brüllen bemerkbar. Am nächsten Morgen war es dann aber auf gewohnten ausgetretenen Pfaden viele Kilometer über Berg und Tal fortgewandert.
Als unser Kamp am Fuß des Meru-Berges stand, konnten wir vom Lager aus alltäglich Giraffen beobachten, oft bewegten sie sich dicht vor mir.
Gern und lange beobachtete ich die seltsamen Geschöpfe, die mit den langen Hälsen wie Türme aus der Steppe ragten. Merkwürdig war es nun zu sehen, wie die großen auffallend gezeichneten Tiere ihrer Umgebung angepaßt waren. Wenn sie aus dem übersichtlichen Gelände in dichteres Gestrüpp einwechselten, war die Farbe des lebhaft gemusterten Felles im Gewirr der Sonnen- und Schattenflecke völlig aufgelöst und man mußte genau hinsehen, um die 4 bis 5 m hohen Tiere zu entdecken. Triebe der Akazien äsend, zog das Rudel langsam am Lager vorbei in die offene Buschsteppe hinaus. Wenn der Abend herniedersank, hoben sich die Umrisse immer schärfer gegen den Himmel ab, die Fleckung der Körper verschwand und als riesige unheimliche Schattenrisse wanderte das Rudel in die dämmernde Steppe hinaus.

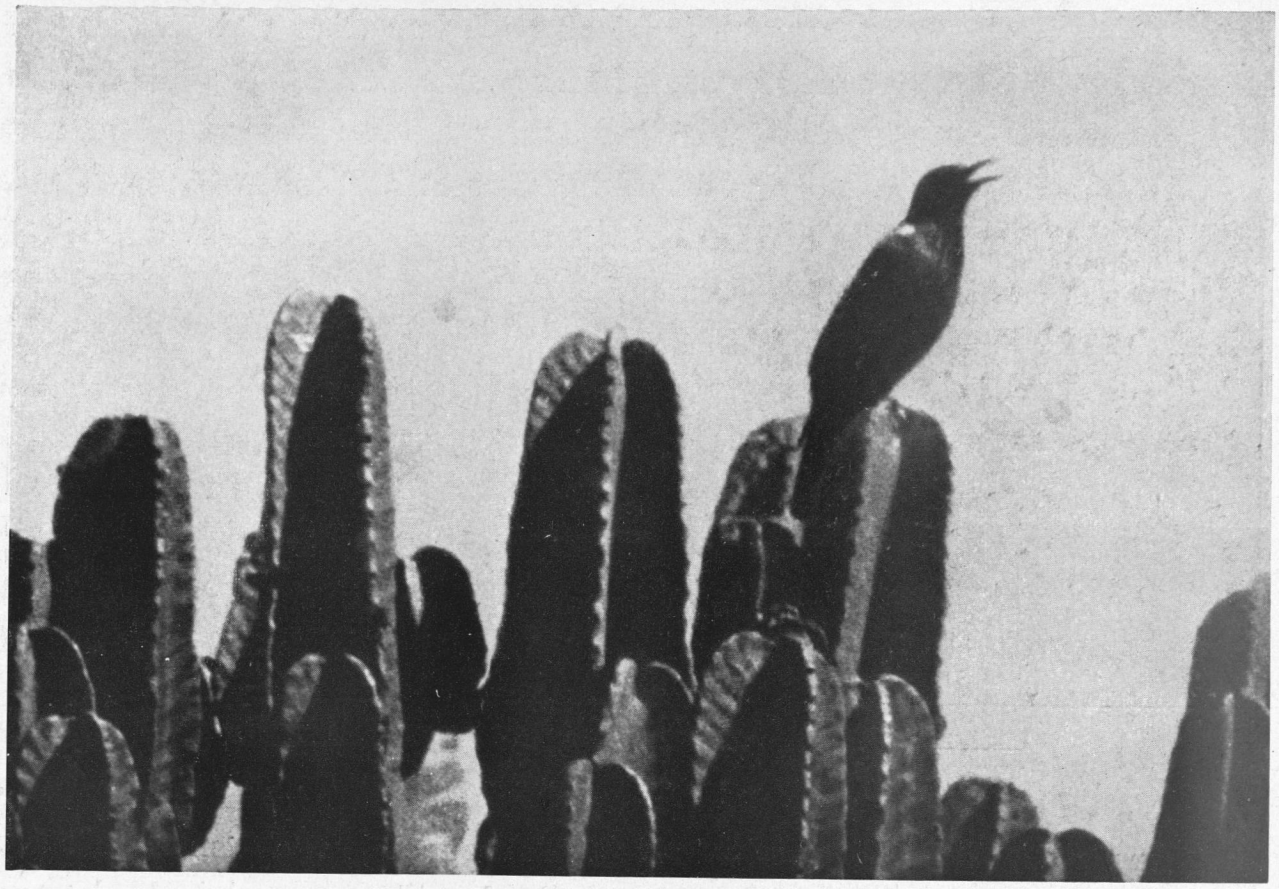


Unsere Zelte fanden Schutz unter den weitausladenden Ästen einer Schirmakazie

So zogen vielerlei Tierbilder wechselvoll an mir vorüber, je nachdem, wo wir das Lager gerade aufschlugen. Wenn nach ermüdendem Tagesmarsch in den letzten Nachmittagsstunden ein guter Rastplatz für die Nacht gefunden war, entfaltete sich rasch ein buntes Lagerleben in der Einsamkeit. Die schwarzen Träger warfen ihre Kopflast, die oft einen halben Zentner wog, zu Boden und jedermann machte sich an seine bestimmte Arbeit. Einige säuberten den Platz von Steinen, andere packten Zeltplane und Gestänge aus, richteten das Zelt auf und schlugen Pflöcke in den Boden. Eine Abteilung wurde immer zum Wasserholen geschickt, eine andere schleppte Holz für das Lagerfeuer herbei. Es wurden Dornenhecken zum Schutz gegen Raubtiere gebaut und in der Regenzeit ein kleiner Graben gezogen, um unerwarteten nächtlichen Gewittergüssen vorzubeugen. Alles war in Bewegung und wimmelte durcheinander! Bald brannten die Feuer, der Koch sorgte für mein Abendessen vor und in großen eisernen Kesseln brodelte der abendliche Maisbrei der Schwarzen.

Ich saß dann auf dem Feldstuhl am Eingang des Zeltes, ermüdet und zufrieden und genoß in Ruhe den Zauber der Stunde, in der der Tag zur Neige geht.

Die Hitze des Tages nimmt allmählich ab. Ein schwacher kühler Wind bringt angenehme Erfrischung. Das Auge ist müde von all dem tagsüber Gesehenen, das Ohr erwacht, um allerlei fremdartige Töne und Geräusche ringsumher aus



Der Glanzstar singt sein Abendlied

Busch und Steppe aufzunehmen. Um diese Zeit der sinkenden Sonne treffen viele Tagtiere ihre Vorbereitungen für die Nacht und machen sich nach ihren Schlafwinkeln auf und dann wird es noch einmal kurz vor dem Dunkelwerden besonders lebendig. Hauptsächlich die Vogelwelt wird gegen Abend lebhaft und von nah und fern hörte ich Vogelstimmen zu mir herüber schallen. Frankoline lockten, Perlhühner schnarrten, Viehweber riefen ihr kurzes eintöniges Lied, das so gut in die gleichförmige Landschaft paßt. Der weißköpfige Schreiseeadler ließ von hoher Warte seinen wilden klangvollen Ruf hören. Doch am anmutigsten klang der reizende Gesang von einem kleinen Sänger, dem grün-schillernden Glanzstar. Auf der Spitze eines kakteenähnlichen Wolfsmilchbaumes sah ich ihn oft sitzen, wie er sein Liedchen mit weitgeöffnetem Schnabel schmetterte, so daß der kleine Körper förmlich unter der Wucht der Töne bebte. Unermüdlich sang er seine einfache Strophe, bis die einfallende Dämmerung ihn schweigen ließ. Klar klang dies Lied Abend für Abend zu mir herab. Eine große Schar dieser Vögelchen hielt sich dauernd bei meinem Zelt auf. Zu ihnen gesellten sich die wunderschönen dreifarbigen Glanzstare mit ihrem stahlgrünen glänzenden Rücken



Im nahen Busch ertönt das werbende Gurren der Lachtauben

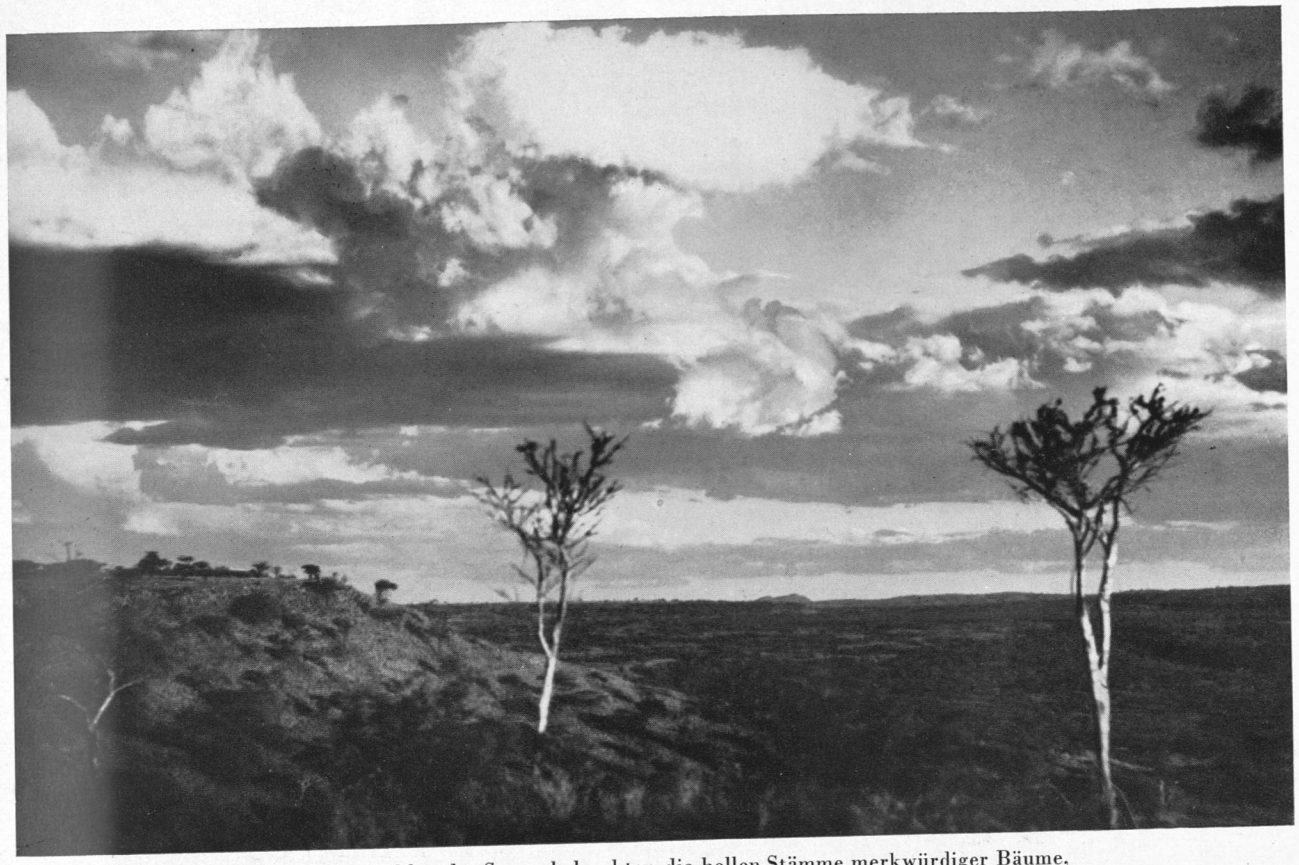
und der rotbraunen Brust mit hellen Querstreifen. Sie waren durch die Termiten angelockt worden, die uns nach den ersten Regengüssen in Riesenschwärmen überraschten. Im wilden Reigen umgaukelten die Insekten auf ihrem Hochzeitsflug das brennende Feuer und meine Lampe im Zelt. Wenn sie nach kurzem Begattungsflug ihre Flügel verloren hatten, krochen sie zu Tausenden am Boden und wurden von den Glanzstaren aufgepickt. Allmählich wurden die Vögel so zutraulich, daß sie unter die Sonnensegel der Zelte kamen, um sich auch dort ihre Beute zu holen und alltäglich hörte ich ihr Lied.

Dann gab es wieder Stunden, wo die ganze Luft erfüllt schien vom Gurren der ostafrikanischen Lachtauben. Das Lied des Glanzstares hat viel Anklänge an den Gesang heimatlicher Singvögel, die Lachtaube in Afrika gurrt anders. Tiefe volle Töne erklingen im drängenden Rhythmus und rufen lange und unerbittlich in den sinkenden Tag. Ich habe dem Taubengurren solange zugehört, daß ich es nie mehr vergessen kann, unlöslich ist es mit allem verknüpft, was zu Afrika gehört.

Die gleichförmig sanft und doch fordernd sehnsuchtsvoll hinrollenden Töne wecken mächtig die Erinnerung und bei ihrem Klang entsteht vor dem rückschauenden Auge alles wieder wie es einmal war: Die Steppe im Licht des scheidenden Tages, Akaziendickichte, wehende Palmen an den Wasserstellen, das kleine Zelt, die Feuerstelle mit den schwarzen Menschen und ringsumher die ganze ungeheure Wildnis und beglückende Einsamkeit.

Aber auch andere, nicht so wohlklingende Schreie aus der Steppe sind mir in Erinnerung geblieben. Es war im abessinischen Somaliland, als ich abends in der Stunde vor Sonnenuntergang unzählige Herden von Mantelpavianen — Hamadryas, den heiligen Affen der Ägypter — an mir vorüber zu ihren Schlafplätzen ziehen sah. Ein langes gewundenes Tal öffnete sich dort und verlor sich zwischen immer flacher werdenden Bergen in der weiten Somalisteppe. Steile Felswände stürzten amphitheatralisch ringsumher in das Tal und boten den hunderten von Affen für die Nacht ein sicheres Unterkommen. In der Nähe dieses landschaftlich wundervollen Platzes hatte ich mein Lager aufgeschlagen und saß nun nicht weit davon im letzten Abendsonnenschein, um die Affen zu erwarten. Ich hörte schon aus der Ferne ein bellendes Schreien. Es war ihr Warnruf. Eine große Schar von Mantelpavianen näherte sich. Plötzlich erschien als Vorposten ein einzelner Affe vor mir auf einem großen Felsblock. Er stutzte, als er mich wahrnahm. Zwei bis drei andere folgten und regungslos hob sich diese Gruppe gegen den Abendhimmel ab. Schnell, wie gekommen, waren sie wieder verschwunden. Von der anderen Seite nahte sich nun bald die Hauptherde. Zuerst nur ein kleiner Vortrupp, etwa 50 Stück, die von einigen großen Männchen geführt wurden, deren lange silbergraue Schultermäntel im Winde wehten. Immer größere Mengen trafen ein. Auf allen Seiten um uns wurde es lebendig. Auf Felsblöcken, auf kleineren Bäumen sprangen sie umher. Im ganzen Tal herrschte Bewegung. Die alten Männchen bellten, die Weibchen quietschten laut, die Jungen schrillten, es war ein ununterbrochenes Gezänk.

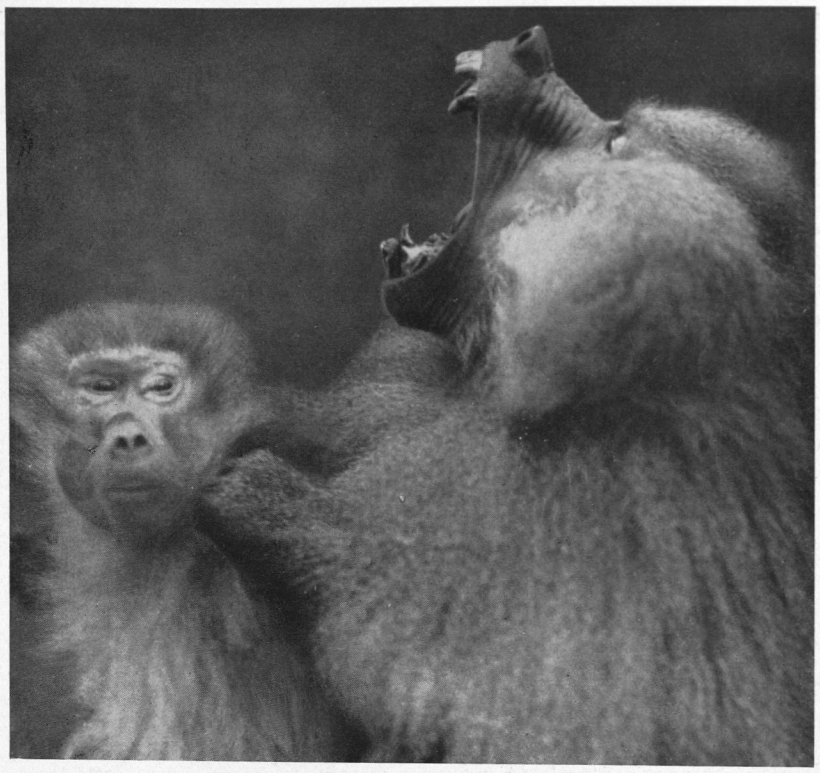
Die Felsenspalten herauf und herunter ging die Jagd, Affenmütter tummelten sich mit ihren Jungen, nahmen sie an die Brust, ließen sie sich auf den Rücken klettern und trugen sie als kleine Reiter spazieren. Einzelne Männchen kamen bis auf 10 m an mich heran, äugten mißtrauisch und rissen die Mäuler auf, als ob sie gähnen wollten und zeigten dabei wütend ihre riesigen Eckzähne, die ebenso lang sind, wie die vom Leoparden. Andere Männchen saßen regungslos als Wachtposten auf den höchsten Felskanten und hoben sich nur als Schatten gegen den abend-



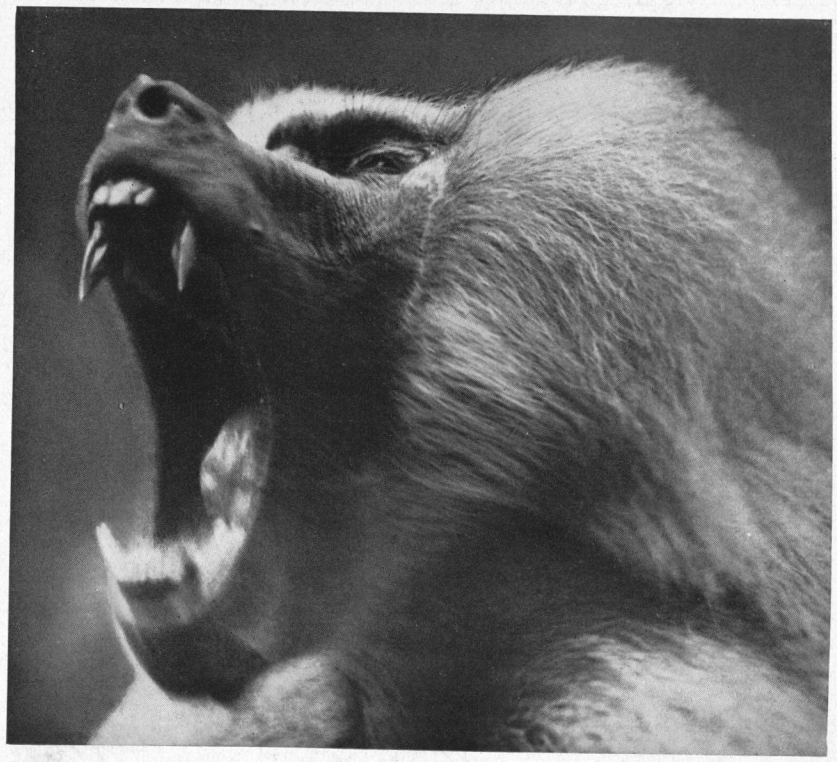
Die letzten Strahlen der Sonne beleuchten die hellen Stämme merkwürdiger Bäume,
der Blick schweift weit über die Buschsteppe



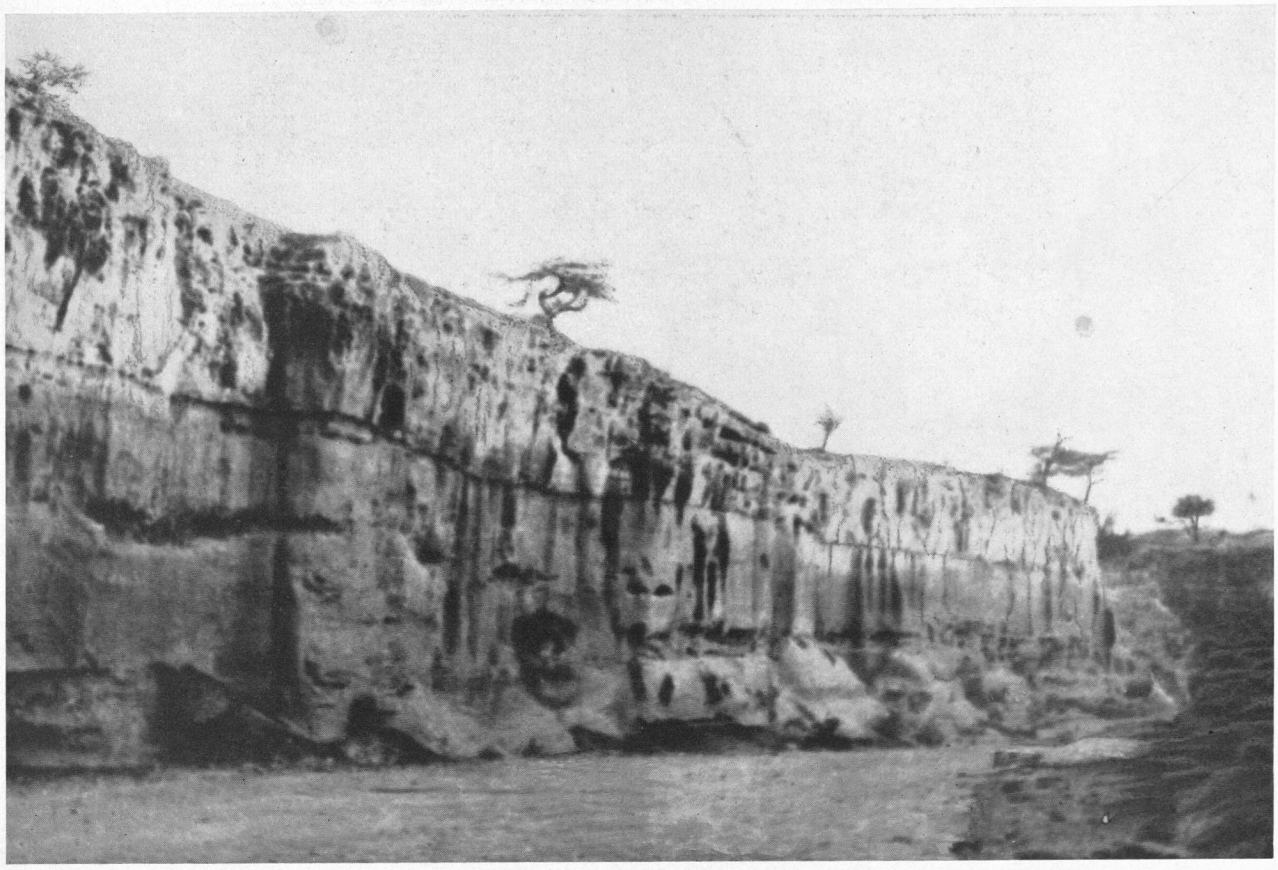
Hoch am Abendhimmel schwebt hell im letzten Tageslicht ein Wolkenstreif, während die Erde schon im Dunkeln liegt und
sich nur noch die Umrisse eines riesigen Affenbrotbaumes abzeichnen



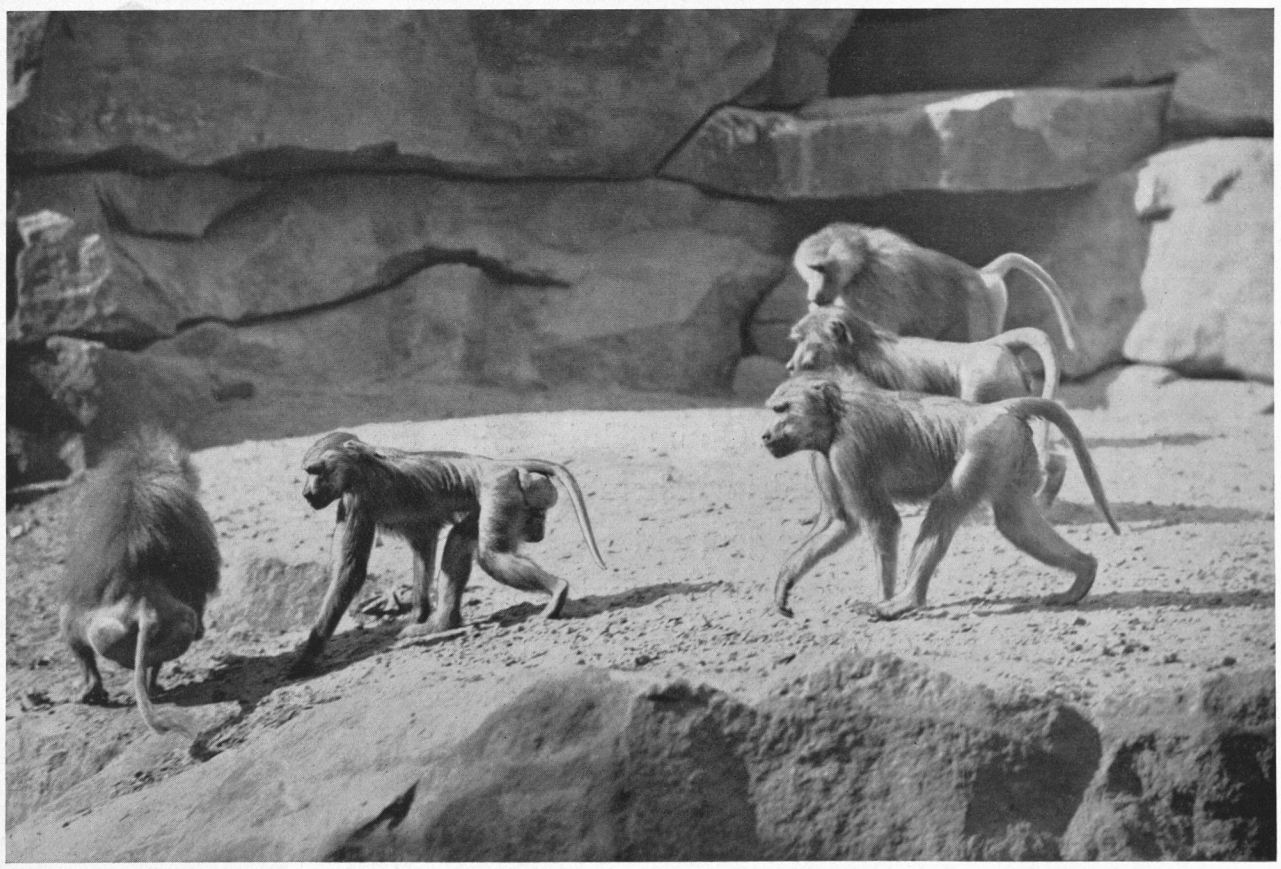
Laut ertönt das drohende Gebell der Männchen



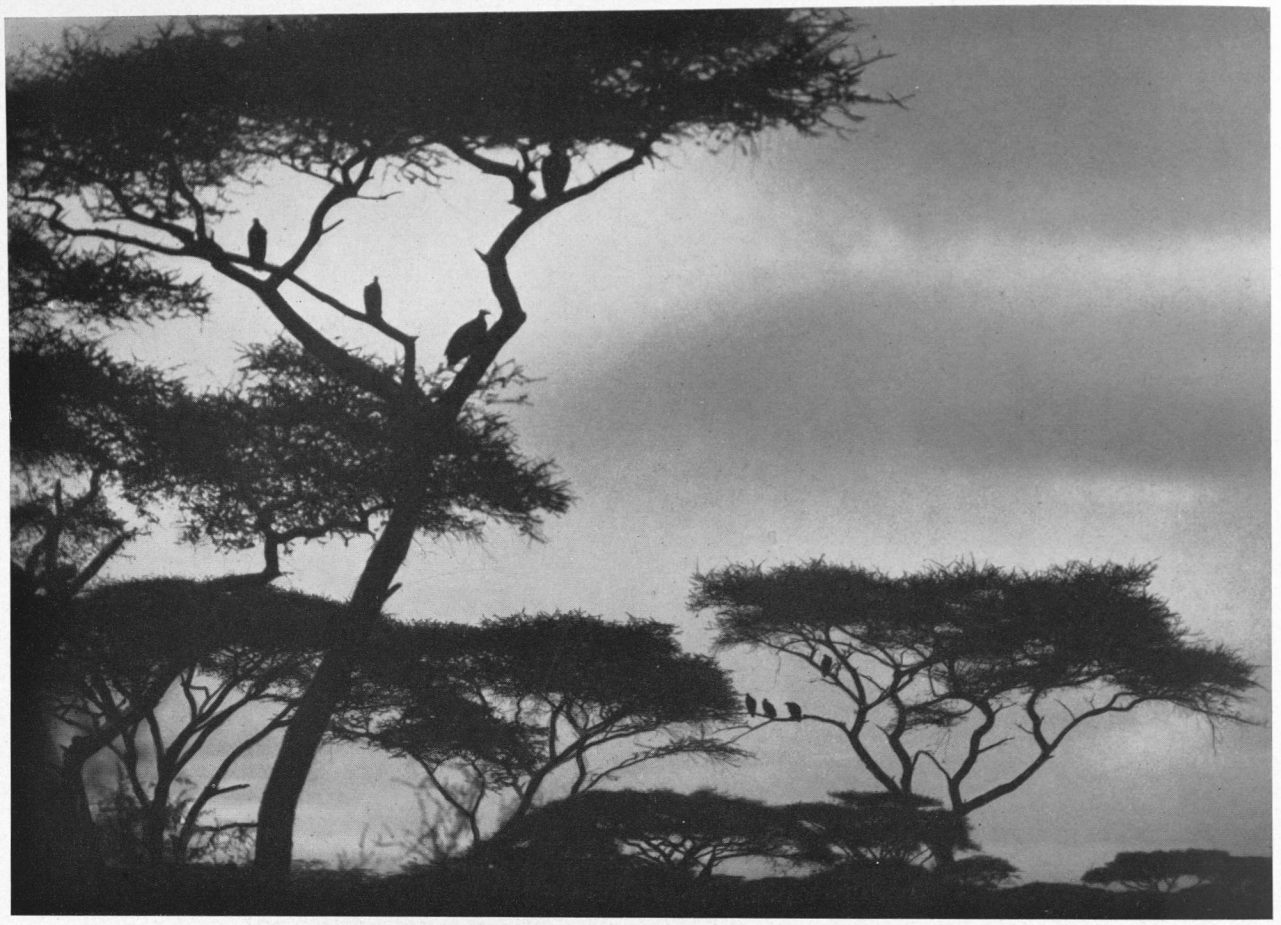
In Wut zeigen sie gähnend ihr raubtiergleiches Gebiß



An steiler Felswand, wo sie Schutz vor Raubtieren finden,



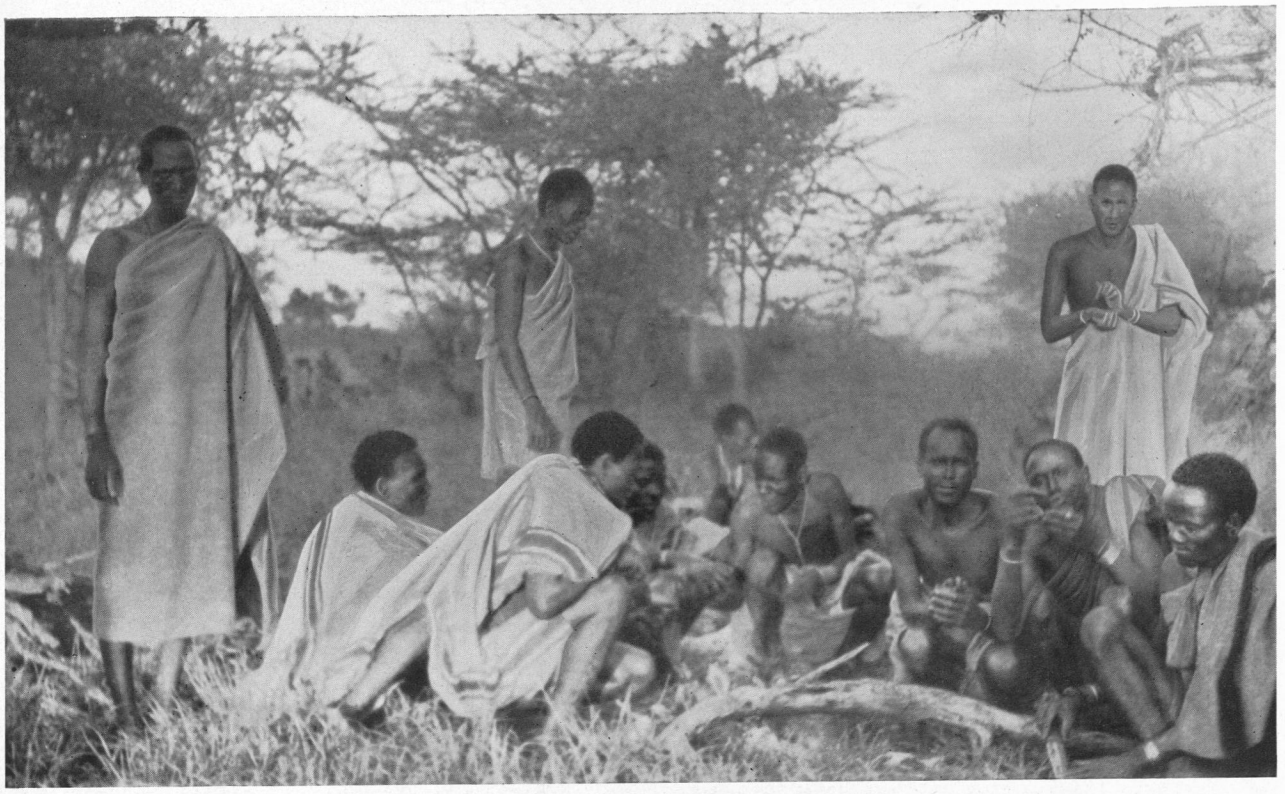
beziehen die Mantelpaviane Felshöhlen zur Nachtruhe



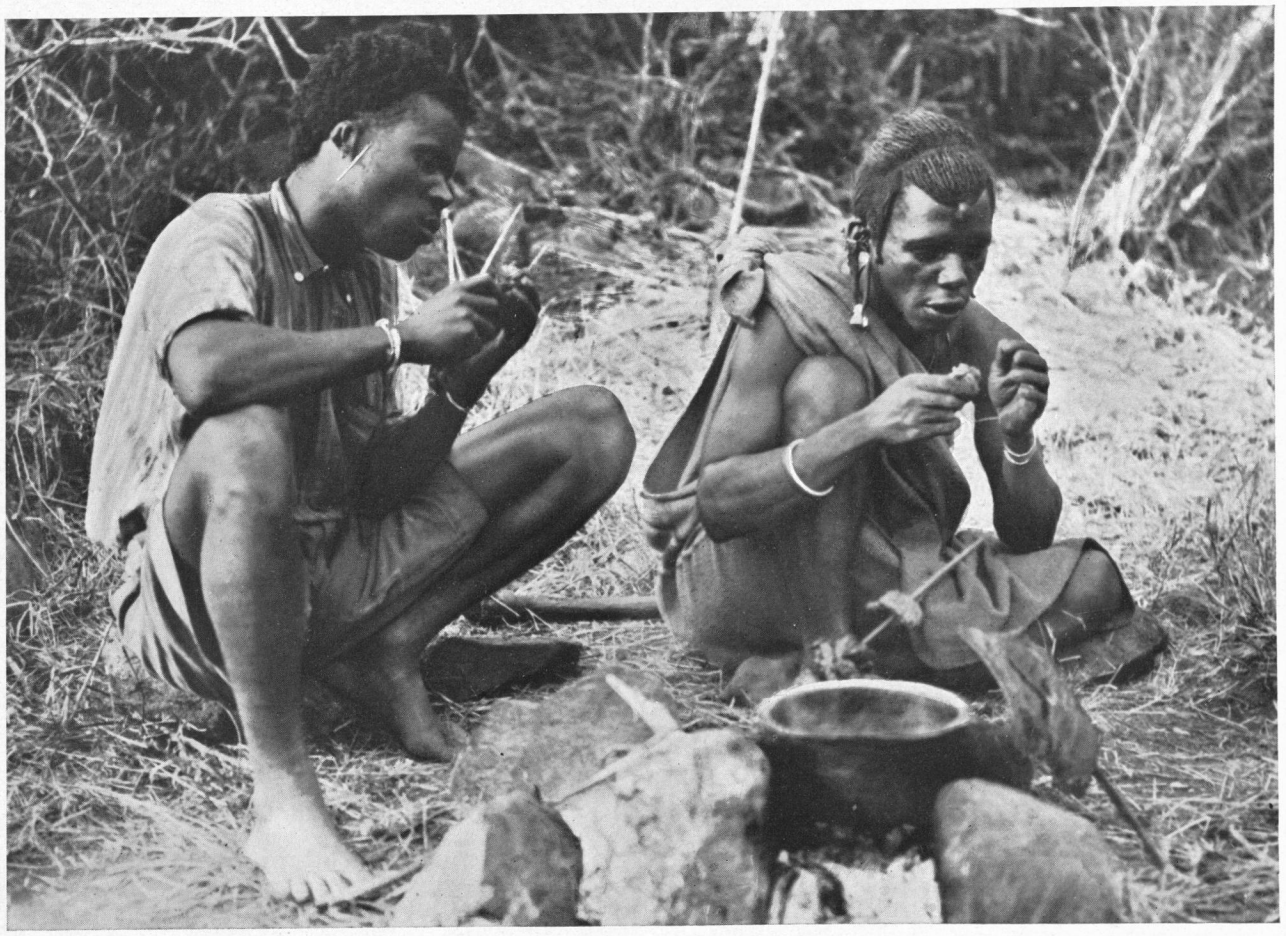
Gesättigt von Fleischabfällen sitzen große Geier allabendlich auf den Schlafbäumen in der Nähe des Lagers

lichen Himmel ab. Allmählich verebbte das aufgeregte Geschrei, der Zank um die Schlafplätze war zu Ende. Die Herde war verschwunden in den Höhlen und Nischen des Felsens, wo sie, verborgen vor ihrem ärgsten Feind, dem Leoparden, hingekauert dem Morgen entgegenschlief. Und doch erlebte ich manchen Raubüberfall durch die nächtlichen Großkatzen. Mehrmals wurde ich mitten im Schlaf aufgeschreckt durch gellende Angstschreie der Affen, die entsetzlich menschenähnlich durch die Nacht klangen. Ohnmächtig brüllte die ganze Herde der wehrhaften Gesellen. Aus undurchdringlichem Dunkel war ein Leopard herangeschlichen und hatte seine Beute gemacht.

Am Äquator dauert der Tag genau 12 Stunden. Immer sinkt die Sonne um 6 Uhr abends, purpurrot verschwindet sie hinter dem Horizont in einem prunkenden Farbenspiel, das an jedem Abend immer wieder zu neuer Bewunderung hinreißt. Der Übergang vom Tage zur Nacht ist kurz. Der Himmelsraum ist bis zuletzt vom Licht der Sonne erfüllt, das die Augen nun nicht mehr blendet. Die Fernsicht wird ganz klar. Berge, die Tagreisen entfernt sind, leuchten tief violett auf



Nach beendetem Marsch hüllen sich die Eingeborenen einer nach dem andern in die wärmenden Decken zum Schutz gegen die abendliche Abkühlung und nahe rücken sie zusammen



Meine Schwarzen kochen ihren Mehlbrei und rösten auf Stöcke gespießte Wildbretstreifen über der Glut



Ein einsaitiges Musikinstrument wird hervorgeholt zur Begleitung der eintönigen Melodien

und scheinen nahe gerückt. Das trockene Steppengras glänzt gelb und hohe, graue Felsen sind in zartes Rosa getaucht. Erlöst von der stürmischen Tageshitze liegt die Natur. Die Schatten der Bäume werden lang und bald hüllt die Dämmerung Busch und Felsen in bläuliche Schleier. Die weite Sicht ist schon erschwert und plötzlich ist die Dunkelheit da. Wie eine hocherhobene glänzende Schale (seitlich liegend, nicht aufrecht, wie in unseren Breiten) steht der Mond. Unzählbare, ganz hell leuchtende Sterne erglimmen am nachtblauen Himmel. Alle Farben sind verlöscht, nur die eben noch sonnenvergoldeten Palmen wandeln sich beim sanften Schimmer des Mondes in silberne.

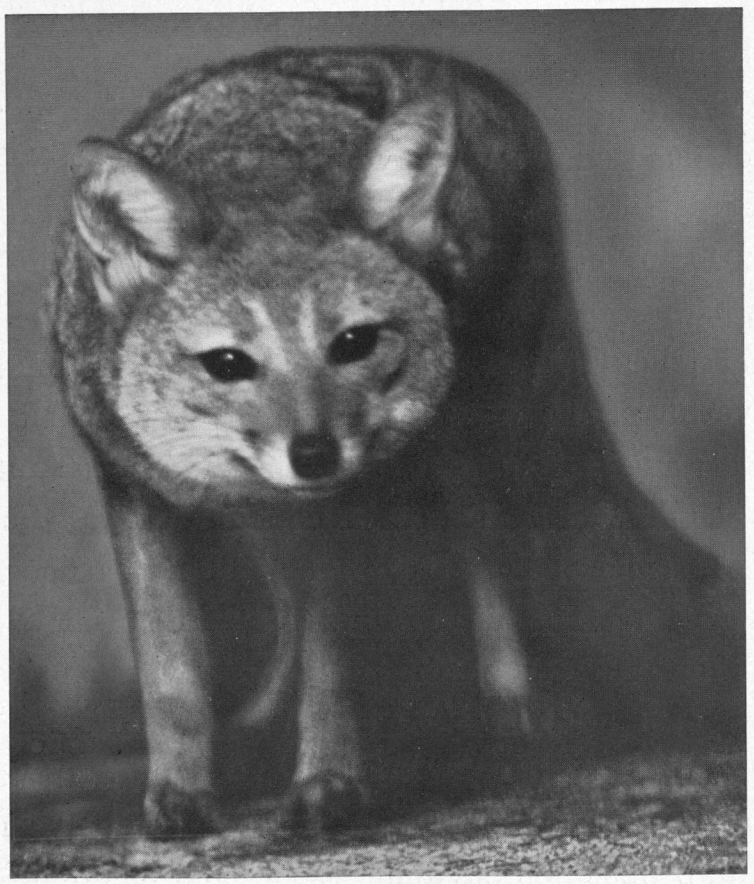
Im Lager schwatzen die Schwarzen noch lange. In kleinen Trupps zu fünf und sechs sitzen sie um die hell lodernden Feuer und rösten Streifen von Wildbret über der Glut. Während sie mit Händen und Zähnen angeröstete halbrohe Fleischstücke zerreißen, sprechen sie von Jagdabenteuern, vom Essen und von ihren Frauen, oder sie spielen leidenschaftlich Karten und Glücksspiele. Die meisten

meiner schwarzen Gefährten, mochten sie auch den verschiedensten Rassen oder Stämmen angehören, waren sehr musikliebend. Doch ihre musikalische Begabung scheint anders zu sein, wie die von uns Weißen. Sie haben weniger Sinn für Melodien, sondern mehr ein ausgeprägtes Gefühl für Rhythmus. Ihr Gesang ist daher oft allzu gleichartig, aber immer sehr wirkungsvoll durch den Takt. Sie begleiten sich auf verschiedensten, zum Teil selbstgemachten Instrumenten, die oft ganz primitiv hergestellt sind. Benzinkannen werden mit Drahtsaiten versehen oder sonst auf irgend eine althergebrachte Art ein Zupfinstrument hergestellt. Darauf spielen sie die gleichmäßige Begleitung zu ihren Gesängen. Wenn irgendein Wild geschossen war, bedeutete das ein Freudenfest für die Schwarzen, die zur Abwechslung auf Fleisch sehr gierig sind. Acht bis zehn Pfund davon in einer Nacht zu verschlingen, war für manche unserer Eingeborenen keine besondere Leistung. Von jedem erlegten Tier blieb kaum etwas übrig. Die Därme wurden zwischen zwei Fingern leergestreift und möglichst sofort am Feuer geröstet. Sie galten wegen des daran hängenden Fetts als besondere Leckerbissen, denen ich selbst sogar nach einigen Proben tatsächlich Geschmack abgewinnen konnte. Die Röhrenknochen werden gespalten und das Mark ausgesogen. Um bestimmte Fleischstücke entspann sich regelmäßig ein wahrer Kampf, denn jeder wollte die Brust- und Lendenstücke haben, die am besten schmecken. Ehe ich solchem Getümmel durch gerechte Verteilung ein Ende machte, ergötzte ich mich manchmal an diesem Schauspiel, das sich nur wenig von einem Mahl von Geiern unterschied, die sich gierig gegenseitig die Beute zu entreißen suchten.

Oftmals habe ich einem solchen Geiermahl in der Steppe zugeschaut, denn Adler und Geier waren häufige Gäste in der Nähe meines Zeltlagers. Wo sich tierische Überreste finden, stellen sich schnell die Aasvögel als Gesundheitspolizei der Steppe ein und vertilgen alle verweslichen Teile. Von den Überbleibseln jedes zerlegten Wildbrets angelockt, flogen sie herbei und oft staunte ich über ihre Fähigkeit, so schnell die Gelegenheit zu erspähen, wo etwas zum Fressen für sie abfallen konnte. An einer Stelle, wo vorher nicht ein einziger Vogel zu sehen war, fanden sich genau gezählt in 10 Minuten über 80 große Geier ein. Früher war dies unerklärlich und man glaubte, diese Vögel würden von einem überaus feinen Geruchsinn geleitet. Jetzt weiß man, daß das Auge des Vogels, der hoch und für uns unsichtbar in der Luft schwebt, die Beute entdeckt. Wenn er dann mit großer Geschwindigkeit aus solcher Höhe herabstößt und neben einer Beute auf dem Boden einfällt, beobachten das andere seinesgleichen und folgen.



Die nächtlichen Aasfresser, die gefleckten Hyänen, werden rege



Erschreckter Schakal



Eine gestreifte Hyäne holt in der Nähe vom Lager Überreste eines erlegten Stückes Wildbret

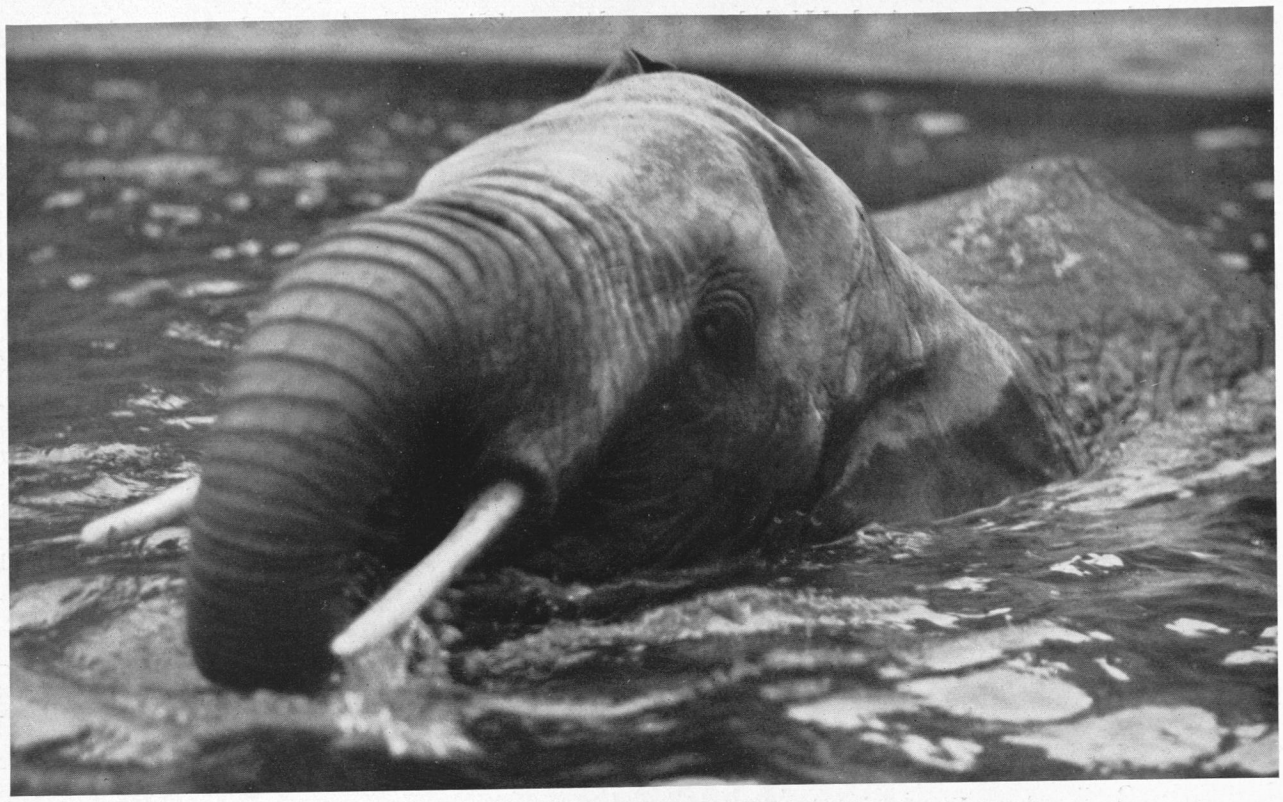


Schauerlich klingt der langgezogene Lockruf oder ihr überlautes irres Lachen durch die Nacht

Auf Abfälle wartend saß immer eine Versammlung von 20 und mehr der großen Vögel um das Lager herum. Gegen Abend erhoben sie sich mit schweren Flügelschlägen und ließen sich auf den Schirmakazien nieder, wo ihre dunklen Körper deutlich sich gegen den Himmel abhoben. Am nächsten Tage, wenn wir abgezogen waren, ging dann eine wilde Schlacht zwischen Geiern, Raubadlern, Milanen, Raben und Marabus, die sich alle allmählich eingefunden hatten, um die Überreste unserer Mahlzeiten los. Bald hatten die zahlreichen gierigen Schnäbel alle Weichteile losgerissen und nur noch die blanken Knochen lagen im Grase. Diese letzten Reste bildeten den gesuchten Fraß für andere nächtliche Aasfresser, die vorsichtig meist erst im Schutz der Dunkelheit in die Nähe geschlichen kamen.

An manchen Lagerplätzen ertönte allabendlich zur selben Stunde erst fern, dann immer näher kommend ein kurzes Heulen, der schauerliche Lockruf der Hyänen. Trafen mehrere am Fraß zusammen, entspann sich um die Beute eine schlimme Beisserei, die von widerlichen Schreien begleitet war. Es klang wie das überlaute Lachen Wahnsinniger. Das Winseln und Keckern der Schakale, die sich auch von der Mahlzeit etwas sichern wollten, mischte sich in das unheimliche Konzert. Von all diesen Tieren war in der Finsternis nichts zu erblicken, nur ihr mißtönendes Geschrei zeugte von dem geheimnisvollen Leben, das sich dicht bei uns und doch unsichtbar in der Steppe abspielte. Manchmal ließen die Hyänen ein so tiefes, grollendes Brummen hören, daß es wie Löwenbrüllen klang. Zuerst haben alle diese Töne etwas wahrhaft Erschreckendes für den weißen Menschen. Doch die daran gewöhnten Eingeborenen kümmerten sich nicht viel darum, sie fürchteten diese feigen Aasfresser nicht und ließen sich durch das Heulen, Gewinsel und Gekicher in ihrem abendlichen Singen kaum stören.

Doch Hyänen können, wenn sie ausgehungert sind, sogar Menschen gefährlich werden. In der Stadt Diré-Daoua in Abessinien erzählte man mir, daß dort alljährlich Eingeborene von Hyänen zerrissen würden. In der Umgebung wimmelte es tatsächlich von gestreiften und gefleckten Hyänen. Um diese zu beobachten, setzte ich mich in einigen hellen Vollmondnächten auf den dortigen Eingeborenenfriedhof, der etwas hoch gelegen, eine gute Übersicht über die Umgegend bot. Durch ein breites ausgetrocknetes Flußbett kamen sie von der Steppe her an mir vorbei getrollt, die dunklen Gestalten hoben sich deutlich von dem weißen Sand ab. Sie schlichen nach der Stadt, um den Unrat, der auf den Straßen lag, zu durchsuchen und zu fressen. Bei diesen nächtlichen Ansitzen hatte ich keine Waffe bei mir, denn gegen gesunde Menschen sind Hyänen nicht an-



Die afrikanischen Elefanten baden gern und häufig

griffslustig, nur, was wehrlos am Boden liegt, Kinder, Kranke oder Betrunkene, sind ihr Opfer.

Es gibt Nächte in Afrika, in welchen vom Raubzeug nichts zu hören ist und in einer solchen stillen Mondnacht war es, als von einer nahen Wasserstelle her ein Trompetenton verkündete: Elefanten sind da. Die sonst sehr vorsichtigen und durch die rücksichtslose Verfolgung von Elfenbeinjägern schlau gemachten Dickhäuter nahmen sorglos im Dunklen ein erfrischendes Bad. Ganz einig schienen sie dabei nicht zu sein, drohend klang das wütende Trompeten erwachsener Tiere, die miteinander haderten und auch die Jungen quietschten angstvoll.

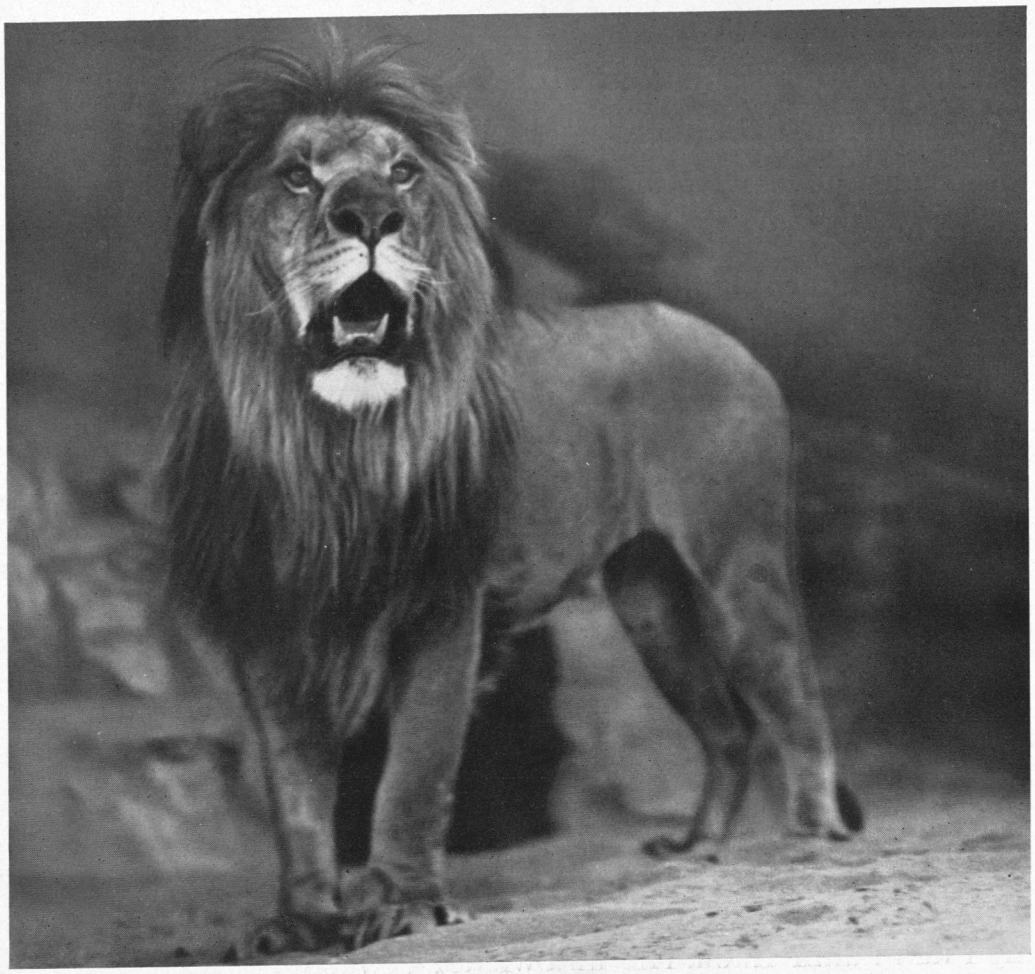
Diese Töne sind meine einzige Erinnerung an Elefanten in Freiheit; denn die Kolosse hatten tagsüber ihren Stand in mehrere Meter hohem Riesenschilf, wo ein Anschleichen unmöglich war. Ich habe es versucht, aber ein knackender Halm muß mich verraten haben. Von den grauen Riesen war nichts mehr zu sehen. Sie hatten sich auf weichen Sohlenpolstern leiser fortgemacht, als ich selbst gekommen war, denn lautlos waren sie mir alle entschwunden! Obwohl der Elefant in den meisten Fällen beim Nahen des Menschen flieht, rechnet er, sobald er angeschossen ist, zum allergefährlichsten Wild. Wohl alle afrikanischen Jäger stimmen darin überein, daß er und dazu Nashorn, Büffel und Löwe die

gefährlichsten Gegner sind. Welches von diesen Tieren gejagt oder ungejagt am meisten Menschenleben vernichtet, ist die Frage, die überall, wo Afrikaner zusammensitzen, immer wieder erörtert und verschieden beantwortet wird. Genaue zahlenmäßige Aufstellungen über schwere Jagdunfälle und ihre Ursachen sind bisher nicht gemacht, so daß jeder nach seinen persönlichen Erfahrungen urteilt. Sicher ist, daß Elefantenjagden hin und wieder tödlich ausgehen, daß Nashörner durch plötzliches, unerwartetes Anstürmen Menschenverluste verursachen, daß angeschossene Büffel, besonders bei Europäern, deren Hauptwild sie sind, Todesopfer fordern und auch Eingeborene ums Leben bringen, die ihre Felder schützen wollen. Ich denke aber doch, daß die Löwen die meisten Menschenleben auf dem Gewissen haben, denn im ehemaligen Deutsch-Ostafrika wurden alljährlich allein mehrere hundert Eingeborene von Löwen geholt und gefressen.

Vor meinem Zusammentreffen mit wehrhaftem Großwild habe ich seine Gefährlichkeit unterschätzt. Dachte ich doch, mit modernen Gewehren und weittragenden Geschossen kann man selbst die riesigsten Tiere mit einem einzigen gutsitzenden Schuß töten — wo sollten da die Gefahren sein, wenn man gut bewaffnet und Herr seiner Nerven, den Tieren gegenüber steht? Es gibt in Wirklichkeit aber doch bedrohliche Augenblicke, wenn etwa im dichten Busch oder inmitten der scharfen Schwerter eines Sansivierengestrüpps eine plötzliche Begegnung mit Nashorn oder Büffel erfolgt und die Waffen nicht so schnell zu gebrauchen sind, oder wenn das angegriffene Tier blitzartig sich zur Wehr setzt und der Bruchteil einer Sekunde versäumt wurde, in der eine Kugel es tödlich getroffen hätte. Den tiefsten Eindruck von der Gefährlichkeit solchen Großwildes erhielt ich selbst, als ich einmal nachts mit Löwen zusammenstieß.

Bei Tage sind Löwen im allgemeinen ungefährlich; sie laufen vor Menschen davon und flüchten schneller als ein Hase. Aber unheimlich ist es, wenn Löwen nachts die Zelte umstreifen und man weiß, daß jeden Augenblick blitzartig das riesige Raubtier erscheinen kann, um Mensch oder Tier aus dem Lager wegzuholen. An bestimmten Stellen der großen Karawanenstraßen wird vor dem Lagern gewarnt, weil dort die Löwen zur Plage wurden.

Es gibt nämlich unter diesen großen Raubtieren auch richtige Menschenfresser, meist uralte Löwen, die zum Fangen von Zebras und Antilopen nicht mehr schnell genug sind und die irgendwie gelernt haben, daß der Mensch, namentlich in der Nacht, wehrlos und leicht zu erbeuten ist. Während die meisten Löwen sich niemals an einen Menschen heranwagen, leben dann solche nur vom Menschenraub. In einem



Nachts tönt aus der fernen Steppe das Brüllen des Löwen und manches Mal näherte sich die Großkatze so sehr dem Lager, daß wir vom Schall des Gebrülls förmlich erschüttert wurden

einzigen Bezirk wurden in wenigen Wochen 43 Eingeborene gerissen. Ein solcher Löwe ist das von den Schwarzen am meisten gefürchtete Raubtier. Allen anderen können sie mit einiger Vorsicht aus dem Wege gehen, aber ein hungriger Löwe, dem Menschenfresserei zur Gewohnheit wurde, schleppt schlafende Eingeborene vom Lagerfeuer oder sogar aus der Hütte fort.

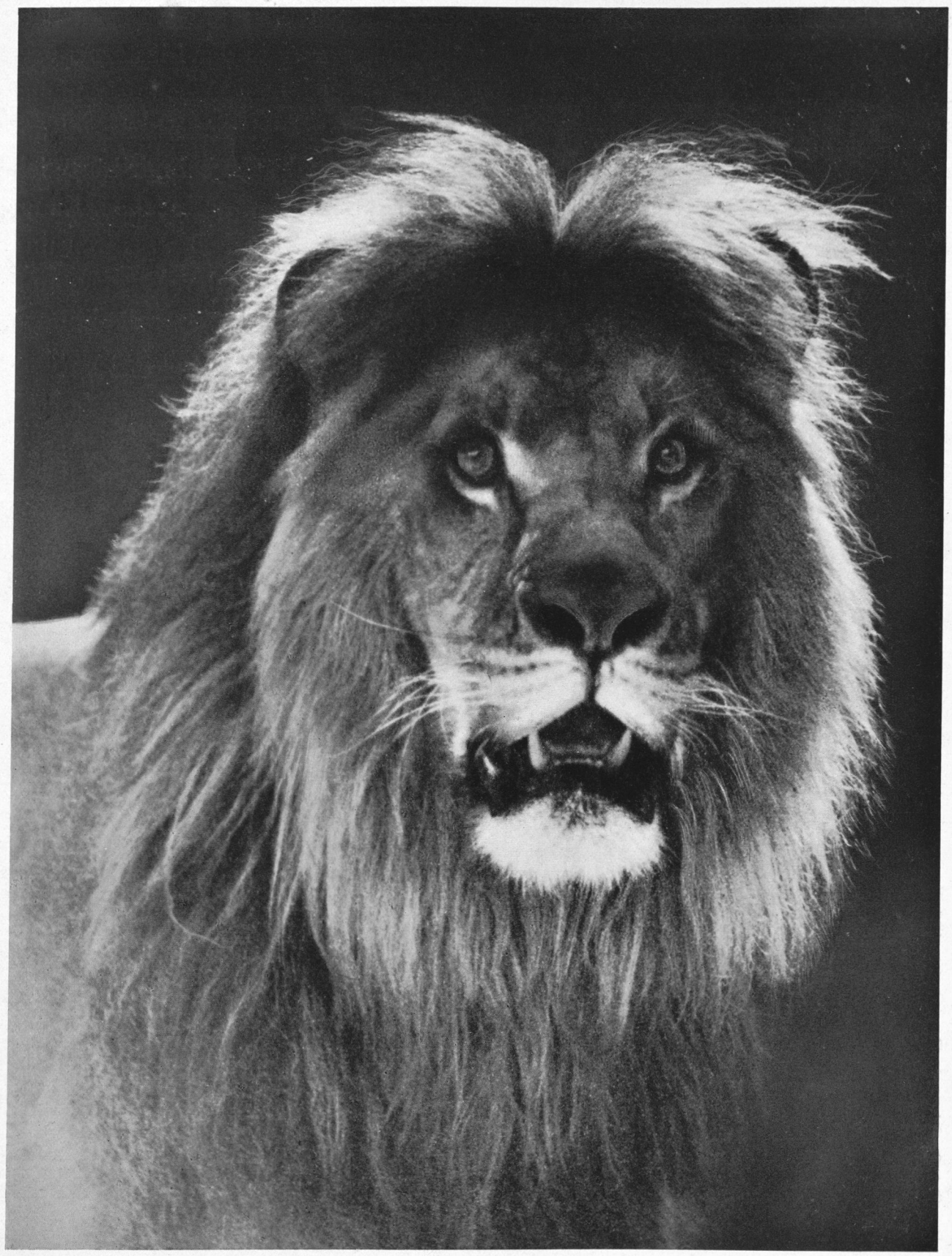
Oft, wenn ich im Halbschlaf auf meinem Feldbett lag und sehnlichst den kühlenden Nachtwind erwartete, der endlich guten Schlummer bringen sollte, traf tief und grollend — unvergeßlich jedem, der es einmal hörte — das dumpfe Brüllen eines Löwen an mein Ohr. Dann hielt ich den Atem an, um zu lauschen und vernahm nichts anderes mehr um mich her als diesen seltsam erregenden und beunruhigenden Ton aus der fernen Steppe. Nachts sind Löwen auch dem gut bewaffneten weißen Menschen überlegen; denn uns selbst unsichtbar durchdringt das Katzenauge die schwarze Dunkelheit. Man kommt sich wehrlos vor und dieses Gefühl der Ohnmacht peinigt die Nerven und verscheucht den Schlaf. Durch

den Zelteingang sah ich, wie alle Schläfer am Feuer wach wurden und ich spürte die Angst meiner Eingeborenen. Sie rückten dann so nahe an die schnell hoch entzündeten Feuer heran, daß ihnen fast die Fußsohlen verbrannten.

Wenn jede Nacht die Löwen aus der Steppe zu hören sind, wird dies bald zur Gewohnheit. Um die stets bleibende leise Furcht zu betäuben und sich von der Angst zu befreien, fingen dann die Schwarzen an zu singen. Sie sangen, fröstelnd in die Schlafdecken gehüllt, angeloht von der Glut am Feuer, sangen und wiegten sich dabei ein wenig im Takt des ewig wiederkehrenden Rhythmus. Ihre Augen waren starr und abwesend auf die Flammen gerichtet, sie horchten gespannt in die Nacht hinein, in die Steppe, in der der Tod umging. Nur ein paar kurze Takte waren es, die sie mit harter rauher Stimme aus der Kehle preßten, es schien ihnen nichts anderes mehr einzufallen; vielleicht auch, weil die immer wiederkehrende Tonfolge eine betäubende einschläfernde Wirkung ausübte. Schauerlich rollte dazwischen der Donner des Löwengebrülls durch die Steppe, manchmal so nah, daß ich von der Gewalt des Schalles mich körperlich getroffen fühlte.

Einmal kamen die Löwen mitten zu uns ins Lager. Der Tag war lang und ermüdend gewesen, abends löffelten die Schwarzen schnell ihre Mehlsuppe aus und alles legte sich zum Schlafen nieder. Die Feuer brannten zuerst lichterloh und verglommen dann allmählich. Hin und wieder erwachte einer der Schläfer, warf einen größeren Ast auf die Glut und entfachte dadurch neue, hell auflodernde Flammen. Lange Zeit blieb alles ruhig. Nur ganz in der Ferne grollten einige Löwenstimmen. Es schienen mehrere zu sein, die auf Raub ausgingen. Allmählich kamen sie näher. Immer bedrohlicher schwollen die Stimmen in der Steppe an. Das ganze Zelt schien zu dröhnen. Es mußten mindestens drei Löwen sein, die bald in enger werdendem Kreis unser Lager umzogen. Meine Schwarzen hatten sich längst ermuntert und fachten die Feuer an, daß die Funken stoben. Doch dann verstummte das Brüllen, lautlos und still lag die Finsternis ringsumher. Die Gefahr schien vorüber, wir legten uns nieder und suchten wieder zu schlafen.

Da tönte plötzlich ein Schrei durch die Nacht; es war das Todesröcheln unserer zahmen Gnuantilope. Nach einem Augenblick schweigenden Entsetzens flüsterte es in mein Zelt: „Bwana, Simba tötet Gnu!“ Schauerlich klang das Todesröcheln des gerissenen Tieres durch die Nacht. Drohend knurrte mit tiefer Stimme der Löwe am Riß. Ich ergriff die stets neben dem Bett stehende geladene Büchse und sprang die wenigen Schritte hinüber in unseren Tierkral. Feuerbrände schwingende Schwarze folgten und im flackernden Schein der Fackeln sah ich



einen dunkelschwarzen Mähnenlöwen vom getöteten Gnu mit riesigem Satz über die Dornen hinwegspringen. Augenblicklich war er in der Finsternis verschwunden. In eine Decke gehüllt, unter einem schützenden Dornbusch, meine Büchse in der Hand, saß ich und wartete in gespanntester Aufmerksamkeit auf die Rückkehr dieses Löwen. Nicht lange dauerte es und nahe bei mir hörte ich aus der Dunkelheit das Knirschen und Knacken zerbrechender Knochen. Kaum flammte meine Lampe auf, als ich diesmal zwei Löwen vom Riß auffahren und lautlos in die Dornenwand verschwinden sah. Ich wartete wieder. Das Erstaunlichste war, daß trotz der Feuerbrände und des Geschreis der Neger die kühnen Tiere zum dritten Male wiederkehrten und sich an der Beute sättigen wollten. Wieder ließ ich meine Taschenlampe aufblitzen. Da stand hellbeleuchtet, regungslos, nur wenige Meter vor mir ein alter dunkler Mähnenlöwe und starrte in mein Licht. Dieser wundervolle Anblick packte mich so, daß ich zuerst gar nicht daran dachte zu schießen und nur auf dies herrliche Bild schaute, um es mir für immer einzuprägen. — Ein königliches Tier — nie habe ich das deutlicher als in jenem Augenblick empfunden, als ich diesem starken Löwen in freier Wildbahn gegenüberstand. Doch in Notwehr mußte ich schießen, langsam zog ich die Büchse an die Wange und von einem tödlichen Schuß getroffen verendete der Löwe mit kurzem markerschütterndem Gebrüll. Jetzt erst sah ich kurz hinter ihm einen zweiten ebenso riesigen abspringen und sandte diesem noch eine Kugel nach. Wir fanden ihn am andern Morgen 100 m vom Kral entfernt tot im Grase.

Aber andere Löwen umkreisten in der folgenden und vielen anderen Nächten unser Lager. Immer wieder klang das Brüllen aus der Dunkelheit, immer wieder rückten die geängstigten Schwarzen nahe an die hellodernden Feuer und das eintönige Lied der Schlaflosen klang immer wieder durch die Nacht. Hart trommelten die Hufe der von den Löwen an der nahe liegenden Wasserstelle fliehenden Zebra- und Antilopen-Herden über den harten Boden. Tönende Steppe, wer liebte dich nicht, der dich einmal gehört hat!

Viele Bücher sind über Afrika geschrieben, die mit vielerlei Bildern anschaulich gemacht wurden, nun sollen durch dieses „Tönende Buch“ zum ersten Male neben den Augen auch die Ohren zu ihrem Recht kommen: Der Klang möge die Anschauung vervollständigen. Und was hier zu hören und zu lesen ist, das spielt sich ähnlich an vielen lodernden Lagerfeuern Afrikas ab, jetzt und immer, die Löwen brüllen, Hyänen heulen, Schakale winseln, Eingeborene singen ihr monotones Lied — das ist die ewige Melodie der Steppe!